

„Mir . . . nichts. Wie ungeschickt ich bin“, sagte Beauchamp mit erzwungenem Lächeln. „Höre Raymond, du sagtest mir, daß ihr am Tage des Unfalls nur zu dritt im Hause wart. Es wohnt doch noch eine vierte Person hier, die Köchin.“

„Clotilde? Ja natürlich! Sie beschäftigte sich meist mit dem Kind, wenn meine Frau nicht da war, denn unsere alte Maria flößte Peter immer ein wenig Angst ein, obwohl sie herzensgut ist unter ihrer rauhen Schale.“

„Und wo war Clotilde?“

„Am Nachmittag, als der Unfall geschah, war sie ausgegangen. Meine Frau hatte sie nach dem Mittagessen fortgeschickt, um Besorgungen zu machen.“

„So“, sagte der Untersuchungsrichter einfach.

Trotz der Anstrengung, die er machte, um sich von dem Verdacht loszureißen, kam er doch immer wieder darauf zurück. Die gleichen Tatsachen, in denen Raymond, blind in seiner Verliebtheit, nichts Verdächtiges sah, formten in den Augen seines Freundes eine Pyramide von bedrohlichen Verdachtsmomenten. Das Verhalten der jungen Frau dem Kleinen gegenüber, der Umstand, daß sie Clotilde am Tage des Dramas entfernt hatte, ihre am Morgen der Beerdigung eingestandenen Gewissensbisse. Und auf die angstvolle Frage: ‚Wer hat getötet?‘ — antwortete in ihm eine Stimme, die er nicht mehr zum Schweigen bringen konnte: ‚Germaine‘.

Diese Überzeugung war für ihn so schmerzlich, daß er das Bedürfnis hatte, mit seinen Gedanken allein zu sein. Er tat, als müsse er eilig mit dem nächsten Zug nach Paris zurückkehren, erhob sich und nahm Abschied von dem Freunde.

Als Beauchamp die Tür öffnete, um Raymond zu verlassen, war es ihm, als höre er ein Geräusch von leisen Schritten, und der Gedanke kam ihm, daß jemand am Schlüsselloch gehorcht hatte. Aber als er auf die Treppe trat, sah er niemanden.

Ein anderer hätte vielleicht an seiner Stelle über die Hypothese eines Verbrechens gelacht. Aber er . . . Zehn Jahre seines schweren Berufes hatten ihn gelehrt, daß nichts unmöglich war.

Er nahm gerade seinen Hut aus der Garderobe, als Germaine Bercier oben auf der Treppe erschien und lebhaft hinunterkam, um ihn zu begrüßen:

„Sie hier, Herr Beauchamp? Man hat mich nicht davon benachrichtigt. Haben Sie Raymond gesprochen? Wie finden Sie ihn?“

Er sah sie an. Wie schön sie war mit den großen traurigen Augen in dem blassen Gesicht! Warum mußte er gerade in diesem Augenblick an das Bild einer Angeklagten denken, die er vor kurzem verhört hatte?

Germaine Bercier hatte ihn wieder in den Salon geführt und sagte: „Raymond ist noch sehr schwach, nicht wahr? Mein Gott, dieses schreckliche Unglück! Wenn ich bedenke, daß noch vor einigen Wochen der arme kleine Peter da war, daß er in diesem Zimmer spielte . . .“

„Bei Lebzeiten hingen Sie doch gar nicht so sehr an ihm . . .“

Diese Worte waren Beauchamp fast unfreiwillig entschlüpft.

Germaine hob ihren klaren Blick, in dem Traurigkeit und ein wenig Vorwurf lag, zu ihm.

„Es ist wahr“, gestand sie. „Ich war ungerecht zu dem armen Kleinen. Wenn Sie ahnten, wie ich es jetzt bereue! Es ist mir, als ob mein Glück für immer vorbei ist, als ob ich niemals diesen schrecklichen Unfall vergessen könnte . . .“

Es lag in der Art, mit der Germaine die Worte hervorstieß, etwas, was den Richter aufmerksam werden ließ. Darum erwiderte er:

„Ein Unfall? Sind Sie denn dessen so ganz sicher?“

Die junge Frau erzitterte. Sie fragte etwas nervös: „Was soll das heißen?“

Beauchamp sah sie ohne Nachsicht an. Seine beruflichen Gewohnheiten erwachten in ihm. Es war nicht mehr die Frau seines besten Freundes, sondern die Schuldige, die vor ihm stand.

Eine tiefe Stille herrschte einen Augenblick zwischen den beiden, die sich jetzt mit dumpfer Feindseligkeit ansahen.

Beauchamp sprach als erster: „Was ich damit sagen will? Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr gelange ich zu der Überzeugung, daß der Tod des kleinen Peter kein einfacher Zufall war.“